

# Der Ring

Autor(en): **Wohlwend, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571633>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Ohne Zweifel. Sieh nur diese unvergleichlichen Bewegungen. Und wie er die Hand der Gräfin faßt, als höbe er aus rotem Samt kostbaren Schmuck!“

Marquesa de Vlana flüsterte ihrer unverheirateten Schwester ins Ohr: „Ich bin eifersüchtig auf euch Mädchen, eifersüchtig auf jede freie Frauenhand!“

Hermanita antwortete: „Tausend lieben ihn, und er liebt keine von uns. Er soll der Sohn einer Tänzerin sein.“

Marquesa de Vlana lachte wehmütig leise.

Als Jacinto dem Conden de Aquilar die Hand gab, wisperte der Greis: „Ihr Geist leuchtet. Die Männer bewundern, die Frauen seufzen.“ Die Augen des jungen Poeten strahlten.

Der Spötter Sicilia rief: „Es lebe deine Mutter, Gottbegnadeter!“ Jacinto verstand. Er verbeugte sich dankend. Dann nahm er seinen gewohnten Platz an der Seite der Gastgeberin ein.

In goldverschalttem Kristall duftete der Wein. Wohlklang lag in den Stimmen. Rauch verschleierte die Luft. Geheimnisvolle Wünsche glänzten die Augen. Jacinto hörte dem schwirrenden Gerede eine Weile aufmerksam zu, fing von allen Seiten Fragen auf, gab gute Antworten. Seine Augen waren mit allem Erreichbaren beschäftigt, mit einem schlanken Hals, dem edelgeformten Kopf des alten Grafen de Loja, mit dem Perlenhalsband der hübschen, heißäugigen Carmen Ibañez. Er sog den schweren Duft des indischen Oleanthers ein, verfolgte die fließenden Linien eines schneeigen Armes. Langsam aber vermischten sich Farben, zerflossen Formen. Stimmen wurden tonlos. Gespenstige Schatten huschten hinter einen grauen Vorhang. Dieser aber riß plötzlich. Licht fiel ein, leuchtendes, strahlendes Licht, voll Schönheit und Güte. Jacinto sah in die Augen Blancas, seiner Geliebten.

Sicilia hatte Jacinto genau beobachtet. Er wußte, daß der junge Dichter Geist und Seele gelöst und freigelassen hatte. Des Spötters Kopf begann sich auf dem langen Hals zu wiegen, dann räusperte er sich und rief über den Tisch: „Jacinto! Ja, ich spreche zu dir. Du hast dich seit einiger Zeit verändert, entschieden verändert. Oder finden Sie nicht auch, Señora Inez,

daß sich unser Freund verändert hat? Es steckt etwas in dir, das sich zum Lichte sehnt. Nicht wahr, meine Damen und Herren, Jacinto muß erzählen!“

Jacinto erschraf. Er kannte Sicilias Fähigkeit, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, aus ruhiger Ueberlegenheit herauszulocken, zum leidenschaftlichen Befechter seiner Ideen zu machen.

Ein gütiger Gott schenkte Jacinto vorläufig ein paar kleine Einfälle, denen der Dichter Licht und Wärme gab. Sicilia schien abwesend vor sich hinzubrüten. In Wahrheit verfolgte er die Sprünge der wie Spielbälle hingeworfenen Gedanken. Er hatte bald herausgebracht, daß Jacintos Aufgeräumtheit rein äußerlich war. Sicilia sprang plötzlich vom Stuhl auf. Seine Augen blitzten. „Das ist unerhört! Das grenzt an Hellschere! Ein Beispiel!“

Jacinto blieb ruhig: „Ich sage, daß jeder Gegenstand ein bestimmtes Gesicht hat und daß es zuweilen möglich ist, aus diesem Gesicht die Geschichte des Gegenstandes zu erfahren.“

„Ein Beispiel!“ rief Sicilia.

„Als ich die Erlebnisse eines Malers niederschrieb – und wie sich später herausstellte, eines bestimmten Malers – kannte ich nicht einmal seinen Namen, wußte nicht, ob er lebe oder längst in der Erde liege. Ich fand in einem Buche, das ich einmal ausgeliehen, die Wiedergabe eines Bildes. Sie war herzlich schlecht. Aber das Bild! Die Idee! Die Durchführung! Und ich schrieb ganze Nächte hindurch. Aus dem Bilde heraus wuchs der mir Unbekannte, nahm Leben an, trat in die Welt ein, dachte, fühlte, handelte. Eines Tages stand er vor der Staffelei, begann zu malen. Und um die Entstehung jenes Bildes rankten sich die Erlebnisse. Vor wenigen Tagen erst erfuhr ich, daß der Maler des Bildes Antonio Menendez ist und daß ich sein wirkliches Erleben gleich einem Spiegel wiedergab.“

Niemand sprach ein Wort. Fragende Blicke trafen sich. Nach einer Weile sprach Sicilia halblaut vor sich hin: „Sonderbar, höchst merkwürdig. Aber ich möchte einen lebendigen Beweis seiner Kraft haben.“ Er erhob die Stimme: „Willst du uns einen Beweis deiner geheimnisvollen

Kraft geben, Jacinto? Jetzt, hier, in Anwesenheit aller?"

Alle fielen über Jacinto her: „Ja, einen Beweis! Ein Beispiel!“

Jacinto wußte nicht, was sie von ihm wollten. Er sträubte sich.

Da streckte Inez ihre weiße Hand hin und lächelte jenes süßherbe Lächeln eines verbenden Weibes: „Erzählen Sie die Geschichte dieses Ringes!“

„Die kenne ich doch gar nicht!“

„Sie werden sie kennen, wenn Sie den Ring genau betrachten. Ein in Gold gefaßter einfacher Kiesel. Nicht wahr, Sie kennen die Geschichte dieses Ringes?“ Ihre Augen drangen in den innersten Winkel seines Herzens.

Jacinto erbehte.

„Erzählen! Erzählen!“ riefen sie.

Jacinto gab nach, lehnte sich in den Sessel zurück und erzählte: „Ein Jüngling liebte ein Mädchen. Dieses Mädchen aber wies seine Liebe zurück. Da ging er an den Strand des Meeres, suchte einen kleinen Kiesel, rißte ihn und warf ihn ins Wasser. Er schwor bei seinem Leben, den Kiesel zu finden. Tagelang brachte er am Strand zu, tagelang tauchte er nach dem Stein. Endlich hob er den Kiesel, faßte ihn in Gold und brachte den Ring dem Mädchen: Nimm diesen Ring und gib ihn dem Manne, den du liebst, der aber deine Liebe zurückweist... Und die Geschichte dieses Ringes fand kein Ende. Er ging von Weib auf Mann und von Mann auf Weib über.“

Jacinto schwieg und starrte Inez an. Sie war bleich. Plötzlich erhob sie sich und verließ wortlos, ohne sich umzublicken, den Patio. Alle schauten sich erstaunt an. Niemand wagte ein Wort.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ unterbrach Sicilia nach einer Weile die Stille. Marquesa de Vlana hatte sich erhoben. Erregt fächelte sie mit dem Spizentüchlein: „Wie schlecht sie aussah, man sollte sich nach ihrem Befinden erkundigen!“ Conde de Alquilar schritt unruhig auf und ab, dann blieb er hinter Jacintos Sessel stehen und flüsterte dem Fassungslosen ins Ohr: „Es ist nicht Ihre Schuld.“ Jacinto gab keine Antwort. Er sog die Lippen ein, schloß die Augen.

Ein Diener meldete, daß die Herrin sich entschuldigen ließe, ein Schwächeanfall zwänge sie, fernzubleiben. Die Gäste sollen sich nicht stören lassen.

Die Gäste brachen auf. Die Zufahrt widerhallte von den Schlägen kleiner, aufgeregter Hufe. Der Melbediener trat auf Jacinto zu, reichte ihm Stock und Hut und einen kleinen Zettel. Es gelang Jacinto, unbemerkt in den Patio zurückzukehren. Dort überlas er den Zettel: er solle bleiben. Mit zitternden Fingern zerkrüllte er das Papier. Draußen wurde das große Portal geschlossen. Unbestimmte Angst befiel Jacinto. Einen Augenblick lang dachte er daran, sich zu verstecken. Aber da erschien der Diener im Säulengang. Jacinto sah ihm scharf ins Gesicht. Doch nichts war darin zu lesen.

„Die Herrin wünscht Sie zu sprechen, wollen Sie mir folgen?“

Mit leisen Schritten ging Jacinto hinter dem Diener her. Er hatte das Gefühl, als fasse ihn jemand am Rock, wolle ihn zurückhalten.

„Ich lasse Sie allein.“

Wieder schaute Jacinto in das unbewegliche Gesicht. Die Schritte des Dieners verhallten im Gang. Des Jaghaften Hand fiel schwer auf die Klinke. Rote Dämmerung erfüllte den Raum, den er betrat. Die Füße sanken in weiche Teppiche. Schwere Goldrahmen umgaben sattfarbene Bilder, die an dunkelglänzender Holztäfelung hingen. In unbestimmbarer Höhe gespensteten Deckenfiguren. In roter Verschalung brannte ein kleines Licht, übergieß eine kleine Hand mit blassem Duft. Jacinto erschraf. Von jener Hand weg lief eine Linie ins Dunkel hinein, zeichnete schwach einen Arm, kam herwärts, deutlich die Formen eines Leibes umgrenzend. Und dann sah er zwei leuchtende Punkte. Falter buhlten, fielen mit versengten Flügeln und zuckenden Leibern. Doch gierig waren die Flammen. Zu Tausenden schossen die Falter aus dem Dunkeln in das verderbliche Licht.

„Jacinto!“ Leise klang die Stimme, wie von einem Hauch erregt. Doch die Töne zupften an unsichtbaren Saiten, wuchsen, schwollen an und füllten den Raum mit sieghaftem Sang: Jacinto! Und Jacinto mengte sich als klingender

Ton dem erlösenden Akkord, dem Eingegang seligster Vergessenheit.

Jacinto verließ zur Zeit, da die Sterne verbläßen, die Villa Alcázar. Er hatte das Gefühl, als wäre aus der Nacht heraus ein Anfang geboren. Es kreiste neues, verheißendes Leben in ihm. Plötzlich stand er still und hob den Arm: am kleinen Finger steckte der Ring. Jacinto befühlte den Kiesel. Er löste den Ring, schob ihn zurück. „Ich bin wach, bei vollem Bewußtsein, zweifellos!“ sprach er laut vor sich hin. Unbestimmte Traurigkeit erfüllte seine Brust. Der Ring wurde ihm zum Symbol menschlichen Strebens. Kein Wunsch kennt seine Erfüllung. Keine Sehnsucht ward gestillt. Denn nichts bleibt, alles ist Fluß.

Auf Umwegen kam Jacinto nach Hause. Er schlief sofort ein. Und als er erwachte, dachte er an Blanca. Er kleidete sich rasch an und machte sich auf den Weg zu ihr. Den Stock hielt er wie einen Degen umflammert. Sein Gang war voll Kraft und Stolz, der Blick frisch und bereit, die Haltung die eines frohen Kämpfers. Jacinto lächelte plötzlich. Er hatte sich selbst überrascht. „Ja,“ rief er entzückt, „neues Land will ich erobern, vorerst aber die Weihe holen!“

Blanca las, als er eintrat. Er setzte sich zu ihr hin. Sie waren allein. Ihre Hände fanden sich; die bloße Berührung beglückte. Blanca führte Jacintos Hand zum Mund. Sie plötzlich loslassend, fragte sie: „Seit wann trägst du diesen Ring?“

Jacinto, sich beherrschend, antwortete

in leichtem Ton: „Ich hab ihn heute gekauft.“

Darauf schwiegen sie beide. Verlegenheit stellte sich ein, wurde schwer und drückend.

„Ein seltsamer Ring. Was hat dich bestimmt, ihn zu kaufen?“

Jacinto erkannte die List in der Frage. „Es ist ein außergewöhnlicher Ring,“ sagte er kühl.

Blanca aber fuhr fort: „Als Erinnerung kann ich mir ihn denken. Ich glaube sogar, daß ihm dann großer Wert innewohnen könnte. Aber so?“

Darauf fand Jacinto keine Antwort mehr, und die Frage wurde zur gähnenden Kluft. Es half nichts, daß Jacinto den Ring auszog, ihn zu Hause vor seinen eigenen Augen versteckte. Blancas Augen fragten weiter. Jacinto fiel auf die Knie, flehte. Er machte sich klein, erniedrigte sich. Er dienerte, wurde zum Sklaven. Blanca aber zog sich zurück, entschwand ihm. Da holte Jacinto den Ring aus seinem Versteck hervor. „Arme Inez!“ Er hatte nie mehr an sie gedacht. Jetzt kam ihm die Bestimmung des Ringes klar zum Bewußtsein. Jacinto setzte sich an den Schreibtisch. Die Kraft der Einbildung wuchs mit jedem Wort. Hatte er je bessere und schönere Reime geschrieben? Er verschwendete Farben und Töne, dichtete Gefühle und klarte Gedanken, zog Linien von überzeugender Reinheit. In solch edler Packung gelangte der Ring in Blancas Hand.

## Zweierlei

Mit dem Leben sparsam umzugehn,  
Sorgend hauszuhalten, ist der Weisheit Zeichen —  
Wägend Zeit und Kraft zu messen und zu gleichen,  
Daß sie bis zum Ziele reichen,  
Trefflich ist's, dies zu verstehen!

Jedoch ist es eines Gottes Sinn,  
Spielend seine Kräfte an ein Nichts zu wenden,  
Selbst das Leben um ein Kleines zu verschwenden  
Und zu sä'n mit vollen Händen  
Ohne Aussicht auf Gewinn.

Melanie Hasler, Zürich.